

Inga Machel: „Harte Strandparty“

Wie man den Tod lächerlich macht – und das Leben auch

Von Meike Feßmann

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 07.07.2026

Coolsein, Freisein, Zerstören – davon träumt Linda, deren bester Freund ein Messer ist. Ein drogensüchtiger Neuseeländer entsorgt den toten Sohn seines Freundes im Pazifik. Eine Gefängniswärterin in Texas identifiziert sich mit einer Frau, die hingerichtet wird. Inga Machels zweiter Roman ist grausam und großartig.

Linda hat große Träume. Sie wohnt irgendwo in der deutschen Provinz, mit Eltern, die sie sexuell missbrauchen. Ein Messer ist ihr bester Freund. Sie spricht mit ihm, so vertraut wie mit ihrem Tagebuch, und lebt ihre Gewaltphantasien mit ihm aus:

„[...] und da zieh ich dich plötzlich raus, in Zeitlupe oder extra schnell, und dann schneiden wir eine Schneise aus Freiheit und Coolsein und Zerstörung von hier bis ans andere ENDE der Welt, zum Beispiel.“

Alice im Wunderland bei David Lynch

Es herrscht ein rauer, gewalttätiger Ton im zweiten Roman von Inga Machel, dessen Bildkraft und Brutalität sofort beeindruckt. Als würde sich Alice im Wunderland in eine der Unfallszenen von David Lynch verirren und gäbe ihnen einen verspielten Dreh. Linda hat jede Menge Wut im Bauch, sie träumt von „harten Strandpartys“ irgendwo auf der Welt, aber sie sehnt sich auch nach Schutz. Nach einem Baumhaus, das sie mit ihrer Schwester bauen will, oder gleich nach der Rückkehr in den Leib der Mutter, selbstverständlich bewaffnet mit ihrem Messer:

„[...] oder, wenn ich echt die Wahl hätte, zurück in den Bauch von Petra, falls ich doch daherkommen sollte, wie ein liebes, süßes, zusammengerolltes Ding, ein Welpen oder eine Made oder eine Überraschungseifigur, ganz klein und leicht, mit einem Messer in der Hand, zum Schutz vor der Brust, wie eine zweite, ein Schild, und wie ein Zeichen, das FICKT EUCH sagt.“

Inga Machel

Harte Strandparty

Rowohlt Verlag, Hamburg

224 Seiten

24 Euro

Auf die harte Art

Was für ein Bild, um elterlichen Missbrauch zu konterkarieren! Es spricht nichts dagegen, dieses Buch einen Roman zu nennen, auch wenn es sich eher um drei umfangreiche Geschichten handelt. Was sie eint, ist der abgedrehte Spirit und das Messer als starkes Symbol einer bestimmten Weise des In-der-Welt-Seins: verletzt, verletzend, selbstverletzend. Die harte Art, mit der Inga Machel ihre Figuren durchs Leben schickt, erinnert an die US-amerikanische Erzähltradition. John Steinbeck und Denis Johnson nennt sie selbst.

Die zweite Geschichte dreht sich um einen Mittsechziger in Neuseeland, aufgewachsen in Te Rāpaki, ein Maori, den es aus der Bahn geworfen hat. Es ist von einem Unfall die Rede, bei dem offenbar seine Frau und Tochter starben, von Drogen und Zuhälterei. Nun hat er den Sohn seines besten Freundes in eine Sache hineingezogen, bei der der Siebzehnjährige durch einen Schuss getötet wurde. Menschen seien „für Messer gemacht, nicht für Maschinen“, überlegt er. Am liebsten wäre er selbst ein Messer, das sich durchs Land und die Wirklichkeit schneidet. Als er seinem Freund den toten Sohn vorbeibringen will, ist dieser nicht zuhause. Verzweifelt entsorgt er die Leiche im Pazifik.

„Als er keine hundert Meter von der Brandung entfernt auf einem Plateau vor dem steilen Steinstrand zum Stehen kommt, den Zündschlüssel umdreht und der Motor verstummt, ist er vollkommen allein – mit Kenny und dem ohrenbetäubenden Donnern der handgroßen Granitsteine, die der Ozean vor sich her peitscht – zehn, fünfzehn Meter hohe Brecher mit genau der Kraft, die es braucht, um den Tod doch noch lächerlich zu machen. Und das Leben sowieso.“

Endlich glücklich – auf dem Mond

Manchmal denkt man an den in Alaska aufgewachsenen Schriftsteller David Vann, der auf suggestiv brutale Weise vom Suizid seines Vaters erzählte. In einer seiner Geschichten tötet sich der dreizehnjährige Sohn in der Wildnis selbst, aus Rache am Vater. Inga Machels Debütroman „Auf den Gleisen“ erzählt gleichfalls von einem väterlichen Suizid. Die dritte Geschichte, die „Harte Strandparty“ stilistisch noch weiter nach oben zieht, dreht die Lebensläufe zweier Frauen ineinander. Jessie ist zum Tode verurteilt. Als mexikanisches Findelkind hat sie ihre weißen Pflegeeltern, sadistische Junkies, erstochen. Conny soll als Mitarbeiterin des texanischen Gefängnisses die Hinrichtung protokollieren. Sie hat sich damals mit der siebzehnjährigen Eltern-Mörderin identifiziert, beide wurden 1961 geboren. Nun sind sie Anfang vierzig. Die Mondlandung am 20. Juli 1969 haben sie im Fernsehen verfolgt.

„Ohne dass sie voneinander wussten, stellten beide sich vor, eines Tages auf dem Mond zu leben, glücklich und allein, zu Hause zu sein im Mondlicht. Sie dachten sich den Mond als einen Gegenort zur Erde, als das bessere, wenn auch kühlere, dunklere, ungewissere Ende des Regenbogens, und die Tatsache, dass er in jenem Sommer zwar nicht gerade einfach, aber offensichtlich irgendwie erreichbar geworden war, machte ihn für Jessie und Conny unwillkürlich zu einem Ziel, in dessen Richtung sie sich träumten, wenn sie nachts wachlagen, jede für sich weiterlebte und weiterlebte.“

Inga Machel schreibt grausam, großartig und stilistisch brilliant. Sie schraubt sich hinein ins Innere der bis aufs Mark verwundeten Seelen. Gesellschaftliche Strukturen sezziert sie im Vorübergehen. Ihre Prosa ist hart und dunkel und voller Empathie.